Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **28 (1946)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 22. März 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 12

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postscheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postscheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Frau und Staat

Der Staat kann als Werk des Menschen den Frauen nicht vollkommen fremd sein; die Frage ist nur, ob das tiefste Wesen der Frau vom Staate berührt werde. Das Verhältnis von Mensch und Staat hängt mit der Zwecksetzung des Staates zusammen; je nach dem, was die Menschen zum obersten Zweck des Staates machen, ist ihr eigenes Wesen mehr oder weniger innig mit dem Staate verbunden. Zum Machtstaat z. B., in dem alles menschlich Wertvolle untergeordnet ist und notwendig zusammenschrumpfen muß, haben die Frauen keine tiefreichenden Beziehungen; jeder Machtstaat ist lediglich an ihren biologischen Funktionen interessiert; das höhere seelische Leben der Frauen kümmert ihn nicht. Ganz anders gestaltet sich das Verhältnis von Mensch und Staat, wo Schutz und Förderung echten Menschentums zum obersten Staatszwecke gemacht wird. In diesem Falle können Sittlichkeit, Religion, Kultur zu aufbauenden Kräften der öffentlichen Gemeinschaft werden: der Staat wird zum Rechtsstaat, zum Wohlfahrtsstaat, zum Kulturstaat. In diesem Staat kann und muß jeder sittlich und geistig gesunde Mensch mitwirken; in diesem Staate ist die Mitarbeit der Frauen nicht nur möglich, sondern sie ist Pflicht.

Wer den Staat so betrachtet, muß die Ausschaltung der Schweizerfrauen vom politischen Wirkungsfeld als schwerwiegenden Mangel beurteilen; er muß das geringe politische Interesse einer großen Anzahl von Schweizerfrauen als Ausweichen vor einer wesentlichen Lebensaufgabe empfinden. Gegenüber dem Versuch, die mangelnde Anteilnahme weiter Frauenkreise am öffentlichen Leben durch das besondere fraulich Wesen zu begründen, ist Vorsicht sehr am Platze. „Fraulichs Wesen" wird sehr oft aus engen, subjektiven Bedürfnissen und Gesichtswinkeln heraus konstruiert, nicht aus Menschenkenntnis und weitem Blickfeld gewonnen. Praktische Erfahrungen und historische und psychologische Forschung zeigen uns eine Mannigfaltigkeit von Frauentypen, in denen sämtliche menschlichen Anlagen und Fähigkeiten vertreten, aber verschieden entwickelt sind. Wenn nach Wesenszügen geforscht wird, die fast allen Frauenidealen zugehören, so treffen wir die Züge der Feinfühligkeit, der Teilnahmefähigkeit, der verstehenden Liebe, der Hilfsbereitschaft, der Hingabefähigkeit. Es sind die Wesenszüge, die man im Symbol der Mütterlichkeit zusammengefaßt hat. Die nächstliegende Lebenslage, diese Züge zu entwickeln, das Verhältnis der Mutter zum Kinde, ist zum symbolischen Ausdrucke geworden. Es zeugt aber von Gefühls- und Geistesarmut, wenn daraus die Beschränkung des Mitgefühls und der Sorge für die eigene Familie abgeleitet wird. Echte Mütterlichkeit neigt sich zu allen hilfsbedürftigen Wesen, zu allen Zarten und Schwachen, zu Kindern und Alten, zu Kranken und Notleidenden, zu Gefährdeten und Entgleisten. Das Mitgefühl mit Elenden und Leidenden aller Art ist so wesentlich für echte Mütterlichkeit, daß man von unentwickelter Mütterlichkeit reden muß, wo der Wirkungsbereich grundsätzlich auf einen engen Kreis beschränkt wird. Teilnahmefähigkeit und Hilfsbereitschaft lediglich gegenüber der eigenen Familie liegen in verdächtiger Nähe zu einem kollektiven Egoismus und damit zu einer echter Mütterlichkeit geradezu entgegengesetzten Haltung. Zu allen Zeiten haben mütterlich empfindende und handelnde Frauen ihre Hilfe einem größeren Kreise zuteil werden lassen. Wer wollte einer Mutter die Liebe zu ihrem eigenen Kinde glauben, wenn sie andere Kinder hungern und leiden sehen könnte, ohne zu helfen? Die Geschichte zeigt uns stets dasselbe Bild: wo Not war, da haben Frauen eingegriffen. Daraus erwuchs die soziale Tätigkeit der Frauen in frühern Jahrhunderten: Klosterfrauen sorgten für Arme, Kranke, Alte, für Waisen, Verlassene, Bedrängte; Mütter und berufstätige Frauen schufen soziale Werke, dem Elend in mannigfacher Gestalt zu steuern, sie gründeten Spitäler, Krankenpflegerinnenschulen, Erziehungs- und Bildungsanstalten, gemeinnützige Vereine zur Erfüllung mancherlei besonderer Aufgaben.

Wer könnte übersehen, daß es gerade der tiefste Ausdruck der Frauenseele, die vielgepriesene Mütterlichkeit ist, die die Frauen zum Wirken in immer größern Kreisen gedrängt hat, die die Frauen schließlich auch in die öffentliche Tätigkeit hineinzwingt? Eine ganze Reihe sozialer Aufgaben, die die Frauen jahrhundertelang erfüllt haben, sind nach und nach vom Staate übernommen worden; so im Armen- und Fürsorgewesen, im Gesundheits- und Erziehungswesen. Wohl gibt es immer noch alte und immer wieder neue soziale Aufgaben außerhalb des Staates, die der Lösung harren. Die Arbeit geht nicht aus, und die Frauen sind initiativ und aktiv geblieben. Aber so viele Hilfswerke der Frauen tragen den Charakter von Flickwerk und Stückwerk, weil die nötigen Mittel und die Kompetenz zu zweckmäßigen Maßnahmen fehlen. Eine sittlich und geistig vollentwickelte Frau leidet darunter, daß sie der Not und dem Elend nicht von Grund auf, in umfassender und dauernder Weise abhelfen kann. Wohltätigkeit en passant befriedigt höchstens eine oberflächliche Seele. Nur auf wertvolle Art und weitreichend will ein echtes Mutterherz helfen. Sehende Liebe hat Pestalozzi diese mit Ueberlegung wirkende Güte genannt.

Diesem echten fraulichen Wesenszug bietet der Staat ein unerschöpfliches Wirkungsfeld dar: Soziale Gesetzgebung, Volkswirtschaft, öffentliches Erziehungs- und Bildungswesen, Kulturpolitik, Rechtspflege müssen einerseits den veränderten Lebensbedingungen immer wieder neu angepaßt, andrerseits mit den Forderungen echten Menschentumes in Beziehung gesetzt werden. Auf allen diesen Gebieten sind dringliche Aufgaben zu lösen, es sei denn, man wolle zuwarten, bis eine Katastrophe Wertvolles und Faules unterschiedslos gewaltsam zusammenreißt! Wenn wir am Aufbau und an der Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft fruchtbar mitwirken wollen, dann müssen Männer und Frauen gemeinsam Hand ans Werk legen. Die besten Kräfte der Frauen, die der Mütterlichkeit, dürfen vom Staate nicht ungenützt liegen gelassen werden.

Emilie Boßhart.

„Unser Weg"

Schlußworte, gesprochen an der Abschluß-Tagung des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes in Bern, Mittwoch, den 6. März 1946
von der Zentralpräsidentin, G. Haemmerli-Schindler, Zürich, und Frau Dr. Beck, Präsidentin des Katholischen Frauenbundes (gekürzt)

1. Frau Hämmerli-Schindler:

Es ist mir innerstes Bedürfnis, Ihnen allen am Schluß unserer heutigen Tagung von ganzem Herzen zu danken. Die Arbeit in Ihrem Kreise war für mich ein großes und unvergeßliches Erlebnis. Dank sagen möchte ich vor allem den anwesenden und den leider aus zwingenden Gründen abwesenden Mitgliedern unseres Zentralkomitees für all das, was ich von Ihnen habe lernen dürfen, und insbesondere für das Vertrauen, welches sie mir als einer der Jüngeren und Unerfahreneren immer wieder bewiesen haben. Ohne viele Worte haben wir uns verstanden, und durch all die Jahre hindurch in schönster Harmonie miteinander gearbeitet. Wenn mit heute die äußeren Bindungen gelöst sind, so werden die inneren trotzdem weiterbestehen.

Ueberall hat die gemeinsame kriegsbedingte Arbeit große und kleine Gruppen von Frauen zusammengeführt, welche ohne diese Gemeinschaft vielleicht nie miteinander in Berührung gekommen wären. Wertvoller Kontakt ist dadurch zwischen den verschiedensten Kreisen zustande gekommen. Wenn wir zurückdenken an die vergangenen Jahre, so müssen wir staunend und dankbar anerkennen, daß gerade die Schwere der Zeit und die Vermehrung der Pflichten und der Verantwortung unser Leben reicher und sinnvoller gestaltet haben. Wunderbar sind wir geführt und bewahrt worden auf einem Weg, den keines von uns vor sechs Jahren hat übersehen können.

Heute stehen wir am Ende dieses Weges, aber nicht am Ende unserer Verpflichtungen. Wir lösen die Organisation des Zivilen Frauenhilfsdienstes auf, weil unsere Armee demobilisiert worden ist, und weil die wirtschaftlichen Verhältnisse in unserem Lande wieder normalere werden. Es war ja nie beabsichtigt, neben all den bestehenden, bewährten Frauenorganisationen eine neue, bleibende aufzuziehen. Sollte unser Land aber in absehbarer Zeit neuerdings bedroht, und unsere Männer zum Aktivdienst aufgeboten werden, so ständen auch wir Frauen wieder geschlossen neben ihnen.

Heute müssen wir uns mit dem Morgen und Uebermorgen beschäftigen, denn wohl niemand unter uns gibt sich der Illusion hin, er könne sich nun ganz in sein Privatleben zurückziehen und dieses werde sein wie ehedem.

Die lokalen gemeinnützigen Werke suchen neue Kräfte um ihre Aufgaben weiterzuführen. Das Schweizerische und das Internationale Rote Kreuz, die Flüchtlings- und die Rückwandererhilfe, die Invaliden und unzählige mehr warten nur darauf, daß die Frauen des Zivilen Frauenhilfsdienstes jetzt aktiv in ihre Reihen treten werden. Jede Einzelne von uns wird sich in nächster Zeit vor Zersplitterung in allzu viele kleinere Aufgaben hüten müssen. Noch größer aber als die Gefahr materieller ist diejenige geistiger Zersplitterung! Ist es nicht, als hätten uns heute schon die guten Geister verlassen, welche unser Volk geeinigt haben, solange es von außen bedroht war? Jetzt heißt es Augen und Ohren offen halten und darüber wachen, daß wir nicht sind wie wankende Rohre, die bei jedem Windstoß ihre Richtung ändern. Innere Feinde sind unter Umständen gefährlicher als äußere!

An unseren früheren Jahresversammlungen gaben wir uns darüber Rechenschaft, daß wir Schweizer die eigentliche Prüfung noch nicht hatten bestehen müssen. Fünf Tage nach unserer letztjährigen Jahresversammlung sind die Waffen in Europa, und wenige Monate später auch im Osten, niedergelegt worden. Seither glaubt sich der Großteil unserer Bevölkerung in Sicherheit. Wir können an diese Sicherheit nicht glauben und fragen uns im Gegenteil, ob die Bewährungsprobe für uns nicht erst jetzt beginnt? Die Erfahrungen der letzten Wochen haben mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie wenig es braucht, um in unserem Volke Mißtrauen und Haß zu säen und damit die klare Sicht zu verwischen. Sehen wir über die Grenzen hinaus, so ist es überall dasselbe. Man kann sich des Eindruckes, — ich möchte lieber sagen der Ueberzeugung — nicht erwehren, daß Menschenkräfte nicht mehr genügen zum Wiederaufbau der Welt. Wer das Geschehen der letzten Jahre und die heutigen Ereignisse in großen Proportionen zu sehen versucht, und wer an die Prophezeiungen der Bibel glaubt, der weiß, daß es sich nicht nur um einen Krieg zwischen Menschen handelt, sondern um den Kampf zwischen göttlichen und dämonischen Mächten. Dieser Kampf ist auch heute nicht beendet!

Ich würde es nicht wagen, Ihnen in der letzten Stunde unseres Beisammenseins dieses düstere Bild vorzuhalten, wenn ich nicht auf ein zweites, umso helleres hinweisen dürfte: Je tiefer wir davon überzeugt sind, daß uns die eigenen Kräfte fehlen um wahrhaft zu helfen am Aufbau einer Welt der Liebe und des Vertrauens, desto intensiver suchen wir nach der Quelle, an welcher wir diese geistigen Kräfte schöpfen dürfen.

„Im Namen Gottes des Allmächtigen!" Diese Worte haben unsere Vorfahren an den Anfang unserer Bundesverfassung gesetzt. Sie wußten, daß ohne göttliche Hilfe kein fester Grund gelegt werden kann. Gott gebe, daß diese Worte nie aus unserer

---

Nachruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Tante Lisettes Brautwäsche

Endlich war die Brautzeit Tante Lisettes zu Ende gegangen. Der fremde Onkel war oft mit ihr zu uns gekommen. Es gelang ihm nicht, uns Kinder als Freunde zu gewinnen. Er sei kein lieber Mann, behauptete ich und wurde für diesen Ausspruch gescholten. Ich behielt künftig meine Weisheit für mich, aber meine Gefühle ließen sich nicht überreden. Ich war davon überzeugt, daß er Tante Lisette nicht liebe, wie wir sie liebten.

Sie hatte in den vielen Monaten ihrer Wartezeit zwölf wundervolle Hemden gestickt für ihren Verlobten, wie es damals Sitte war. In jedem Monat wurde eines fertig. Zarte Girlanden schlangen sich herüber und hinüber, feine Blümchen waren dazwischen gestreut, erhabene Röslein lugten aus winzigen Blättern. Es war, als habe Tante Lisette das Herz ihres Liebsten ganz mit Blumen umspinnen wollen. Mein Respekt und meine Liebe zu Tante Lisette, Lisettchen, Liselünchen, Lisettinchen — sie hieß alle Tage anders — stieg ins Ungemessene. O, Kinder finden die Engel in Menschengestalt ohne weiteres heraus und sicherlich auch die Teufel. Aber dann schreien die Großen Zeter und drohen mit den Pfoten: Böses Kind, was weißt denn du? Und meistens, allermeistens haben die Kinder recht. Und wenn Hunde reden könnten, hätten sie auch recht. Sie schnüffeln mit ihrem feinen Instinkt den guten Menschen heraus, liebkosen ihn, fürchten sich nicht vor ihm, lassen sich streicheln und knurren nicht. Umgekehrt aber: Den Hund möchte ich sehen, der den Bösen nicht anfletscht. Aber wiederum heißt es: Pfui, du böser Hund, du wüstes Tier, pfui, schäm dich. Fort in dein Häuschen! Und der Hund geht und schmunzelt nach Hundeart und denkt: Wart nur, Herr, wart nur, du wirst es schon noch erleben!

Tante Lisette hatte große Wäsche. Auf der grünen, goldgesprenkelten Wiese nebenan stand das große Waschhaus des Bürgerspitales, und Großmutter hatte das Recht, alle ihre Wäsche dort besorgen zu lassen. So wurde denn die ganze, blütenweiße Brautwäsche von den Mägden hinübergeschleppt. Auf dem letzten Korb stand schwankend und nickend ein schöner Hortensienstock, den die drei Wäscherinnen der Braut gespendet, wie es sich schickte und gehörte. Dafür standen oben im Plättzimmer drei mandelgeschwollene Gugelhupfe, die die Frauen abends nach Hause nahmen und mit guten Wünschen für Braut und Bräutigam verzehrten.

Und nun begann das fröhliche Treiben, das bei einer Halbjahrswäsche im vorigen Jahrhundert vor sich ging. Es flatterten die vielen Dutzende von Bettüchern und damastenen Tischtüchern an der Leine. Es flatterten im Wind Hunderte von Handtüchern und Wischtüchern. Es wehten die zwei-, dreihundert Paar weißer Strümpfe der Familie — eine Braut mußte sich mindestens sechzig Paar Strümpfe gestrickt haben — hin und her, es blähte sich stolz die Leibwäsche, es schämten sich und hingen hinter dem Haus die maroden, die abgelegten, die blöden und zerrissenen und verleugneten Stücke des Haushaltes und es hingen auf der ersten Leine, nach der vielbegangenen Straße zu, die herrlichen, gestickten Hemden, Zeugen von Tante Lisettes Liebe, Fleiß und Geschicklichkeit, eines neben dem andern. Es duftete nach frischem Heu, nach Sonne und alle die Hemdchen und Höschen, die indischen Kleidchen, die Mäntelchen und Tüchelchen wehten und plauderten mit dem Windlein, das sich herzugemacht und nun tüchtig beim Trocknen mithalf. Alles flatterte und wollte sich haschen, jagte sich und erwischte sich nie, und die ganze Leine tanzte und flog auf und ab und schnellte die kleinen Klammern aufs Gras und wehte die großen ernsthaften Tücher eines über das andere.

Und zwischen allem dem weißen Zeug gingen wohlgemut die Frauen und Jungfräulein auf und ab, nahmen Trockenes herunter, streckten die Taschentücher, die Tischtücher, hingen Nasses auf und kamen von einem Apfelbaum zum andern, bis sie alle besucht und dafür gelobt hatten, daß sie so treulich das bunte unad weiße Gemimmel festgehalten und gebändigt.

Mitten im Morgen hielt die kleine Waschgemeinde ihre reiche, schmackhafte und fröhlich erwartete Mahlzeit ab. Auch wir Kinder ließen uns den Käse, den Gugelhupf, das marme weiße Brot, den Kuchen und Kaffee, wohl auch den Wein — man hielt damals den Wein für stärkend, für einen Wohltäter — und Sirup schmecken und freuten uns des Ferientages zu Ehren von Lisettes großer Wäsche.

Am ersten und zweiten Tag war alles getrocknet. Am dritten wurde zusammengefaltet und eingespritzt, auch kalandriert. Am vierten plättete man, auch am fünften und sechsten, und während der darauffolgenden Tage sollte die ganze weibliche Familie samt Freundinnen und Mägden sticken helfen. Wie wenn Sommervögel aufgeflogen wären, so rauschte es von fröhlichem Geschwätz um das Häuschen, und es stieg Lachen zum Himmel, es schallte lautes Singen über die Wiese.

Heiß und glatt fuhren zischend die Eisen über die glatten Flächen, und es glühten die Bolzen im Feuerofen. Hochauf türmte sich die fertige geglättete Wäsche, sorgfältig an der Sonne ausgebreitet, und Korb um Korb füllte sich mit weißer und farbiger Leinwand und weicher flaumiger Wolle. Ueber Nacht standen die Eisen auf den Steinplatten, als Berene, noch einmal alles überblickend, das Haus verließ.

In der Nacht machten wir jählings auf. Taghell und rotdurchleuchtet war unser Zimmer, und zum offenen Fenster herein rauschte und brauste es und knisterte bedrohlich. Türen schlugen zu, Tritte hasteten die Treppen hinunter, Rufe schrillten durch die Nacht: „Feuer, Feuer, Feuer!"

Das Waschhaus und das Plätthaus brannten samt dem angebauten großen Holzschopf. Kerzengerade stieg der schwarze Rauch gen Himmel und gelbe Flammen schlängelten sich über das Dach. Unmöglich einzudringen. Die Türen brannten, die hölzerne Stiege brannte und verkohlte schon. Die Fenster zersprangen

Verfassung gestrichen werden! Was für ein Strom von Kraft müßte von unserem kleinen Lande ausgehen, wenn nur ein Teil unseres Volkes sich gerade heute wieder einmal über die Bedeutung dieser Worte Rechenschaft gäbe und darnach handeln würde! Liebe Frauen, wollen nicht wir versuchen es zu tun? Jede an ihrem Ort und in ihrem wenn auch kleinen Wirkungskreis? Lassen wir uns doch von Gott den Weg zeigen, Tag für Tag und im vollen Vertrauen, daß er uns nicht nur den richtigen Weg weisen, sondern uns auch immer wieder die nötigen Kräfte schenken wird, um ihn zu gehen.

Im Markus-Evangelium (IX. 23.) steht das wundervolle Wort: „Alle Dinge sind möglich dem der da glaubt." Halten wir uns daran; dann werden wir nicht mut- und hoffnungslos werden vor der Schlechtigkeit der Welt. Unbegrenzte Kräfte ständen uns Menschen auch heute, in der furchtbarsten Not unserer Zeit zur Verfügung, wenn wir sie nur annehmen wollten. Nach so vielen irdischen Gütern jagen wir, und am Besten und allein Unvergänglichen gehen wir achtlos vorüber!

Liebe Helferinnen, an uns liegt es nun, ob wir in Zukunft getrennte Wege gehen wollen oder ob wir vereint bleiben in Dem der gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben." (Joh. XIV. 6.)

Schweizerfrauen
Wachet!
Steht fest
und bittet Gott jederzeit
um Seinen Beistand.

2. Frau Dr. Beck-Meyerhofer

Der Schweizerische Zivile Frauenhilfsdienst hat mit dem heutigen Tag seine Aufgabe erfüllt.

Wir gingen einen Weg, der klar und eindeutig vor uns stand, als wir ihn beschritten. In jenen Zeiten der Sorge um Freiheit und Unabhängigkeit stellten wir Frauen uns für die Arbeit des Hinterlandes zur Verfügung, um unseren Wehrmännern das Ausharren an der Grenze zu ermöglichen. Für viele bedeutete es harte, zusätzliche Arbeit. Sie wurde willig und freudig getan und sie hat sich gelohnt. Und darum geht heute eine so tiefe Grundwelle der Dankbarkeit durch unsere Reihen.

Dieser zurückgelegte Weg läßt uns eine kleine Weile besinnlich werden. Wie sagt der norddeutsche Dichter Storm so schön:

„Von jedem, der Dir durch das Leben schritt,
Bleibt eine Spur an Deiner Seele hangen.
So bringst Du am Gewand ein Stäubchen mit
Von jedem Wege, den Du bist gegangen."

War es nicht für viele von uns ein beglückender Weg? Kreuzten nicht Menschen unsere Lebensbahn, zu denen wir uns hingezogen fühlten, weil eine gleiche Seelenhaltung, ein gleicher Helferwille uns einte? Kamen in der gemeinsamen Arbeit nicht Frauen aller sozialen Stände zu vaterländischem und menschlichem Dienst zusammen, die einander vielleicht früher nicht kannten, sich aber schätzen lernten, einander ergänzten und innerlich bereicherten?

Darf ich zu Ihnen kurz ein Wort von unserer Zusammenarbeit im Zentralkomitee sagen? Die meisten von uns kamen von den großen schweizerischen Frauenverbänden her.

Innerhalb unserer eigenen Organisationen durften wir, dank der wunderbaren göttlichen Bewahrung, wie gewohnt ruhig und zielsicher unsere Vereinsarbeit weiterführen. Das allein genügte jedoch nicht. Es drängte uns, über diesen geschlossenen Kreis hinauszutreten und einander die Hände zu reichen zur Lösung gemeinsamer, gesamtschweizerischer Aufgaben, eben im Rahmen des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes. Dieser Dienst bedeutete ein immerwährendes Geben und Nehmen, wie es schöner und reicher nicht gedacht werden kann. Ich bin persönlich von einer großen Dankbarkeit erfüllt, da es mir gestattet war, eine Wegstrecke zusammen mit meinen Mitarbeiterinnen im Zentralkomitee zurückzulegen. Trotz der Verschiedenheit der konfessionellen und politischen Auffassungen haben wir uns auf einer gemeinsamen Linie und in einem harmonischen Zusammenklang gefunden, die in der ganzen Zeit nicht nur keine Trübung erfahren — weil jede sich um der Sache willen einsetzte — sondern zu einem persönlichen und freundschaftlichen Vertrauensverhältnis und zu einem innern Verstehen geführt hat. Sie werden es darum nicht anmaßend finden, wenn ich an dieser Stelle ein warmes und tiefgefühltes Wort des Dankes einflechte an alle meine engeren Mitarbeiterinnen, vorab an die verehrte Frau Zentralpräsidentin, der das größte Verdienst gebührt und die der Organisation ihren persönlichen Stempel aufdrückte. Vielleicht haben Sie in der praktischen Arbeit draußen diese Einheit in der obersten Leitung herausgespürt.

Die Tatsache des gemeinsamen Erlebnisses scheint mir für die Zukunft vielversprechend zu sein. Wenn der Schweizerische Zivile Frauenhilfsdienst auch der Vergangenheit angehört, da eben die Frauen des „Zivilen", nach treu getaner Arbeit, wie ein Soldat ins Glied zurücktreten und die einzelnen Organisationen mit ihren zeitlosen und zeitbedingten Aufgaben wieder voll zur Wirkung gelangen, gibt es trotzdem auch in Zukunft für uns Schweizerfrauen einen gemeinsamen, tragfähigen Boden und einen Weg, auf dem wir uns immer finden.

Christlicher Glaube und Kultur sind die wesentlichen Momente, die uns einen. Wir haben es in den kritischen Tagen erfahren, welche Kraft von dieser gemeinsamen Grundlage unseres staatlichen Seins ausgeht. Wir fühlten uns als Christen und Eidgenossen einander verpflichtet in der gemeinsamen Abwehr wesensfremder und neuheidnischer Tendenzen, von welcher Seite sie immer an uns herantraten. Noch ist diese Gefahr nicht gebannt. Noch steht das große Fragezeichen des Bolschewismus vor uns und wir ahnen vielfach, wie stark er auch schon bei uns Fuß gefaßt hat und zwar konkret in einem krassen Materialismus und einer allgemeinen Welle der Verweltlichung. Er versucht viele von unserem klar vorgezeichneten Weg abzubringen. Haben wir genügend Abwehrmöglichkeiten? Wissen wir zutiefst, welch große, gemeinsame Güter wir christlichen Frauen zu hüten und zu wahren haben? Lassen wir uns nicht gegeneinander verhetzen, Konfession gegen Konfession, Stand gegen Stand, Frau gegen Frau. Reißen wir keine Gräben auf und errichten wir keine Barrieren des Mißtrauens. Wir wohnen ja in einem Land der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Uns soll die Gesinnung anders denkender Menschen stets heilig sein. Es ist doch möglich, bei aller Verschiedenheit des konfessionellen und politischen Bekenntnisses, einander zu verstehen und zu achten. Je tiefer ein Mensch in seiner Religion verankert ist, umso ernster nimmt er es auch in der Beurteilung der andern religiösen Ueberzeugung. Liebe Frauen, es war mir ein Bedürfnis, in dieser Stunde, da wir noch einmal zusammen tagen, dieses Thema der Verständigung unter allen Frauen guten Willens zu berühren. Und ich verschere Sie, daß es uns katholischen Frauen ernst ist mit dieser Bitte, im Hinblick auf die zukünftige Gestaltung unserer christlichen Heimat, auf einer gemeinsamen christlichen Grundlage.

„Unser Weg", den wir zusammen beschreiten, soll uns immer mehr zur Formung der wahren Frauenpersönlichkeit führen. Sie wissen, die Schweizerin ist eine Eigenpersönlichkeit. Wie die Berge unserer Heimat steht sie auf granitenem Boden und ist auch heute noch in ihren typischen und eigenwilligen Vertreterinnen allem Neuen gegenüber skeptisch. Das hat sein unbestechlich Gutes. Es liegt eine große Kraft und Tiefe in ihrer Bodenständigkeit. Sie ist kein schwankendes Rohr, das vom Winde hin- und hergeweht wird. Aber das hindert sie oft, mit der Zeit Schritt zu halten, das gute Neue rechtzeitig zu assimilieren und sich nutzbar zu machen. Ihr den Sinn für die guten Neuerungen zu erschließen, ihr ein gewisses Selbstvertrauen und einen gewissen Rechtsanspruch verständlich zu machen und ihr dabei doch die urtümlichen Eigenwerte zu erhalten, soll unser gemeinsames Streben sein. Wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Es ist grundsätzlich falsch, wenn wir den Beruf nur als ein Vorstadium für die Ehe ansehen. Reden wir zu unsern jungen Mädchen mehr von den allgemeinen, schönen und großen Frauenaufgaben. Seien wir für eine sorgfältige, den persönlichen Neigungen und dem feinen Frauenempfinden angepaßte Berufswahl und für eine erstklassige Berufsausbildung besorgt. Wir wollen unsern jungen, ins Leben tretenden Mitschwestern mit unsern gemeinsamen Anstrengungen das Gefühl des eigenen Wertes beibringen. Mit einem Wort: selbstbewußte, aufrechte, für andere bereite, durch keine öffentliche Meinung und Unmoral beirrte, idealgesinnte und religiös unterbaute junge Mädchen erziehen.

Und noch auf einem dritten Weg treffen wir uns, liebe Frauen. Es ist der Weg der werktätigen Nächstenliebe und der Solidarität, des sprichwörtlichen schweizerischen Gemeinsinnes. Das hat uns die Kriegszeit eigentlich genügend gelehrt. Wir waren aufeinander angewiesen, die Städterin und die Bäuerin, die Arbeiterin und die Frau der begüterten Stände. Die Beziehungslosigkeit des sogenannten modernen Menschen, der sich vollständig selbst genügt, machte einem warmen, mitfühlenden Interesse für seinen Nebenmenschen Platz. Der Städter ging aus seiner Isolierung heraus und grub nach seinen Wurzeln im festen Erdreich der ländlichen Vorfahren. Wie hat gerade der Landdienst, trotz der bekannten Mängel, das Verständnis für die Eigenart und das Aufeinander-Angewiesensein von Stadt und Land gefördert und tiefe Bande geknüpft. Das Herz der Schweizerfrau ist zu allen Zeiten wach. Früher war die nachbarliche Hilfe eine Selbstverständlichkeit. Heute kennt im modernen Miethaus einer kaum den andern, weil jeder zuerst für sich selber schaut, weil jeder sein Eigenleben führen möchte. Wie kalt und lieblos ist dabei die Frau geworden und wieviel hat sie von ihrer Wärme und Herzlichkeit eingebüßt.

Je mehr wir aber aus uns heraustreten und andern unsere Liebe schenken, sei es mit einem guten Wort, sei es in einer guten Tat, umso mehr strahlt auch das Glück des Gebens auf uns zurück; denn nicht der Besitz macht glücklich, wohl aber das Mitteilen, das Mit-Freuen und das Mit-Leiden.

Was wir auf unserm gemeinsamen Weg in diesen Kriegsjahren erlebt, wird uns allen tief eingegraben bleiben als ein schönes, unverwischbares Bild. Daß ich es Ihnen heute von meinem Standort aus nochmals in Erinnerung rufen durfte, betrachte ich als einen gütigen Zufall und ein Geschenk des Vertrauens. Mir ist vor der Zukunft nicht bange. Die Schweizerfrauen standen in all der schweren Zeit geschlossen hinter Regierung und Armee, wie eine feste, unerschütterliche Abwehrfront. Die Schweizerfrau mit ihrem gesunden, nüchternen Urteil, mit ihrer tiefen Verantwortung und ihrem Sinn für Ordnung, Disziplin und Sauberkeit wird den geraden Weg in die Zukunft gehen und allen Schwierigkeiten mutig die Stirne bieten, mit einem starken Lebenswillen und einem zu ihr gehörigen Gottvertrauen. Vielleicht werden unsere Nachfahren uns einmal beneiden, daß gerade wir diese heroische Zeit erleben durften. Es ging manchmal hart auf hart. Es ging bisweilen an den Rand unserer fraulichen Kräfte. Aber es war einfach groß und schön, und für alles Schöne im Leben sind wir dankbar, weil es uns dazu gegeben wurde.

Kochfett Vola
seit 35 Jahren bewährt

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Politisches und Anderes

Ein wichtiger Schritt.

E.B. Die diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Rußland, die seit Jahren abgebrochen waren, werden nun wieder hergestellt werden. Der Anfrage des politischen Departementes der Eidgenossenschaft wurde jetzt — nicht zuletzt dank der Vermittlungsarbeit des schweizerischen Gesandten in Jugoslawien, Minister Dr. Jellweger — eine positive Antwort aus Moskau zuteil. So kann erwartet werden, daß demnächst neue Gesandtschaften in Bern und Moskau den normalen diplomatischen Verkehr zwischen unserem Lande und Rußland aufnehmen werden. Damit wird auch die Frage, ob die Schweiz Mitgliedstaat bei den „Vereinigten Nationen" werden solle, in Bälde in den Bereich der öffentlichen Diskussion gestellt werden können.

Aus der Bundesversammlung

E.B. Diese Woche begann die Frühjahrssession. Als erste sachliche Angelegenheit wurde im Nationalrat besprochen, ob das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst (eine Stimme befürwortete, die Bildhauerkunst ebenfalls einzubeziehen) von 30 auf 50 Jahre heraufzusetzen sei, also eine Verlängerung der Schutzfrist zugunsten der Erben (und manchmal auch der Verleger, wenn es sich um namhafte Werke handelt). Die bundesrätliche Vorlage stammt aus dem Jahre 1940; das Interesse scheint auch heute nicht allzu rege zu sein; solche Regelungen bedürfen auch internationaler Uebereinkünfte, und heute warten noch so viele dringlichere internationale Abkommen der Regelung. Nur mit 69:68 Stimmen wurde Eintreten auf die Sache beschlossen und der bereinigte Entwurf mit 63:61 Stimmen gutgeheißen.

Im Ständerat wurde als Erstes der Ausbau der Eidg. Techn. Hochschule behandelt. Ein Projekt, das nicht weniger als 27 Millionen Franken erfordert, liegt vor. Liegenschaften sollen erworben, Um- und Neubauten im Laufe von 5 Jahren durchgeführt werden, damit der Raumnot abgeholfen werde. Die Zahl der Studenten betrug 1945 das Doppelte derjenigen vor dem Kriege; man rechnet mit einer künftigen Studentenzahl von rund 3500. Besonders sollen auch Laboratorien als Studiums- und Forschungsstätten vergrößert und vermehrt werden. Zeitalter der Technik! — Ein Genfer Ständerat spricht von „folie financière", da für große Bundesausgaben (Flugplatz Kloten, Zuckerfabrik, ETH. u. a. m.) trotz der schwierigen Finanzlage des Bundes zurzeit nicht weniger als 112 Millionen Franken verlangt werden. Allerdings sprechen in seinem Votum föderalistische Sorgen mit, das Welschland fürchtet die Zentralisation der höhern Unterrichtsanstalten. Ein Postulat von Ständerat Malche (Genf) meldet denn auch sofort nach Annahme der ETH.-Vorlage die Wünsche um die Förderung auch anderer Bildungsanstalten an.

Von der „politischen Reise"

Im Gemeinderat Zürich verlangte ein Petitionär, daß der Gartenbauinspektor W., weil er, als einziger stadtzürcherischer Beamter, die sattsam bekannte „Eingabe der Zweihundert" unterschrieben hatte seines Amtes enthoben werde. Gewissenhaft waren Erhebungen über die Angelegenheit, insbesondere über den Grad seines Verschuldens gemacht worden. Und so wurde denn u. a. berichtet: Der Gartenbauinspektor versieht sein Amt gut, er hat als Offizier bei einer Territorialkompagnie Dienst geleistet. Als Mitglied einer Zürcher Zunft habe er am wöchentlichen Stammtisch fast regelmäßig teilgenommen, wo im Sommer 1940 häufig über die politische und militärische Lage der Schweiz geredet worden war. Die Besorgnis, daß in Waffen ungeübte Territorialmannschaften in die Kampfstellungen der Armee eingereiht werden könnten, daß diese Armee der hochgerüsteten deutschen Armee nicht gewachsen sein könnte, daß die Schweizerpresse aber den großen Nachbarn herausfordern könnte, kam dort im Gespräch zum Ausdruck. Als dann bei solchem Stammtischgespräch die besagte Eingabe unter den zufällig Anwesenden rasch zirkulierte, habe der Gartenbauinspektor, wie einige andere auch, nutterschrieben, „ohne daß die Unterzeichner den Text gelesen und die einzelnen Punkte geprüft und diskutiert hätten." Er sagt selbst, „daß er sich der Tragweite der Eingabe nicht bewußt gewesen sei". Immerhin mußte denn doch festgestellt werden, daß Dr. Frick, einer der Hauptinitianten der Eingabe, diesen Stammtisch auch sehr oft besuchte... „Ein fatales Versehen oder ein fataler Leichtsinn müsse es gewesen sein", meint der Truppenkommandant, unter dem W. damals Dienst tat, „denn Gesinnung und Charakter des W. stünden in diametralem Gegensatz zur Gesinnung, welche die Eingabe vermuten lasse..." usw., usw.

Ja, gäll, so geith's... am Stammtisch kann solches passieren! Und die viel gerühmte politische Reife des Aktivbürgers, zu welcher die Frau erst heranreifen

---

Millionen kleiner schwarzer Fetzchen Leinwand tanzten in der Luft über dem feurigen Dach.

Lisette, ach, Lisette!

Wir standen alle da und weinten. Nicht alle, aber fast alle. Die Brautwäsche, Lisettes Brautwäsche verbrannte! Die schönen Stickereien, die Tafeltücher, die Kopfkissen, die weißen, gestickten Unterröcke, die Sommerkleider, die Handtücher mit dem Doppelnamen, alles, alles verbrannte.

Und Großmutters Wäsche dazu, und die unsere und die von Verene und vieler anderer Leute, die etwa ein Körblein voll hinein ins Waschhaus geschmuggelt, mit und ohne Erlaubnis der Großmutter. Sie stand da, ruhig und ergeben, aber seufzend: „Wo nehme ich Neues her? Wie helfe ich dem armen Kind? Wie kann sie heiraten, wenn sie kein Tüchlein hat, kein armes Fetzlein, kein Hemd, keine Strümpfe?" Verene stand neben ihr. Sie brummte heftig vor sich hin. Ihr Gespinst war es, das da über die Wiesen flog, sie war es, die in vielen, vielen Jahren die Bettücher gesponnen, die so fein, so feingedreht und unverwüstlich geworden. Alles hin, alles hin.

Und Klaus und ich heulten. Unsere Kleidchen flogen hoch in der Luft herum als Fetzen, schwarz und häßlich. Sie flogen über die Gärten, vielleicht bis zum Hirschengraben, vielleicht bis auf die Bleiche, wo sie sich ausbreiten würden und sich auf das weiße Zeug niederlegen. Das ist recht, das ist recht! Warum soll Tante Lisette die einzige sein, deren Wäsche verdorben wird? Ganz recht ist das! Wenn nur die Fetzen über die ganze Stadt flögen, zu allen Fenstern hinein, in die Suppenschüsseln, auf die gestickten, seidenen, Kissen. Wir würden nur lachen!

„Kinder", sagte eine ruhige Stimme. „Ist das schön, was ihr da sagt?" Der Großvater war gekommen, geführt von der Großmutter, seine Hand in ihren Arm gelegt. So standen sie, eines des andern Stütze, er der lebhaften Großmutter Tröster, sie sein Auge, sein rasch pulsierendes Blut.

„Großvater, unsere indischen Sachen sind alle verbrannt", sagte ich klagend. „Vielleicht ist das Feuer durch die Löchlein geschlipft", tröstete Klaus.

„Es sind ja nur Kleider, Kinder, die verbrannt sind, keine Menschen. Wollen wir nicht Gott dafür danken?" Er nahm sein Käpplein ab und hielt es in den blassen schwachen Händen. Wir sahen, daß er betete, und uns wurde feierlich zumute. Da kam Lisette. Großmutter nahm sie in den Arm und strich ihr über das Haar. Da erst weinte Lisette. Die Großmutter störte sie nicht.

Das Haus auf der Blumenwiese brannte nieder bis auf den Grund. Was weiß und blühend gewesen, lag schwarz und schmutzig herum. Räuchlein stiegen auf, es stank viele Straßen weit. Die halbe Stadt kam am nächsten Tage heraus, um die verbrannte Brautwäsche zu besehen. Es kamen die drei Wäscherinnen gerannt und drückten Lisette die Hand und jammerten, und die eine, die Genovena, sagte mit prophetischer Stimme: „Jungfer Lisette, das bedeutet kein Glück. Nein, grad umgekehrt. Unglück bedeutet das. Wem die Brautwäsche verbrennt, dem stirbt im ersten Ehejahr der Mann. Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche."

„Aber Beve", rief die Großmutter, „seid Ihr bei Trost? So etwas sagt Ihr der Lisette? Ist's nicht genug, daß alle ihre Arbeit vernichtet ist, soll sie auch noch Todesangst leiden um ihren Zukünftigen?" Tante Lisette aber hatte ihre Hände zusammengelegt und still auf sie herunter gesehen. Sie sagte nichts. Dann ging sie ins Haus.

In den nächsten Tagen wallfahrte alles, was je im Schwarztor verkehrt hatte, zu uns heraus. Sie kamen mit vielen Worten und vielem Mitleiden, aber keines mit leeren Händen. Tische, Stühle und Schränke in Lisettes Zimmer füllten sich mit Wäsche. Aus den Kommoden quoll es, und freundliche Herzen und fleißige Hände versprachen für das liebe Mädchen zu arbeiten. Großvaters Spitalfreundinnen hielten Spinnabende ab, Nähnachmittage. Man kam mit Körben voll Leinwand, die man mit der Zeit im Pfarrhaus verarbeiten wollte, sicher eines guten Kaffees und herrlicher weißer, unten dunkelbrauner Dampfnudeln, die Verene freigebig und zufrieden lachend auftischte.

Es geschah, daß Lisette dennoch zur richtigen vorgesehenen Zeit heiraten konnte. Aber der fremde Onkel Alfons mußte ohne seine liebevollen Hemden zur Trauung fahren, und Lisette trug einen einfachen, festonierten, statt einen englisch gestickten Unterrock. Als sie am Altar stand, flammte ihr, so erzählte sie nachher, plötzlich das brennende Haus vor ihrem innern Auge auf. Sie bat Gott, sie vor Unglück zu bewahren, und glaubte sich, gerade weil ihr Hab und Gut dahin, für lange Jahre geschützt. Sie meinte sich durch den Brand losgekauft zu haben.

Drei Monate hauste sie auf dem Scheienholz, dem Gütchen des Onkels Alfons, das er seit einem Jahr bewirtschaftete. Ueber den Garten flogen die Bienen, die grauen Tauben über das Feld, über Scheune und Hof die Schwalben, und Barry, der große Hund mit seinen mächtigen Tatzen, trottete an einer langen Kette rings um das Haus herum. Aber drinnen stand Tante Lisette auf der Holzlaube neben ihrem Mann und sah besorgt in sein bleiches, schmerzverzogenes Gesicht. Sie ging hinaus und hieß den Knecht anspannen: Er müsse zur Stadt fahren und den Professor Jonquière holen. Das Herz schlug ihr heftig und ihre Hände zitterten. Das brennende Haus. Wenn nur das brennende Haus nicht gewesen wäre! Nein, sie wollte daran nicht denken, was die Genovena gesagt. Sie hatte es vergessen. Sie wußte nichts mehr davon. Trotzdem ging sie unruhig vom Garten in den großen Flur, vom Flur in das Schlafzimmer, und vom Schlafzimmer wieder auf die Holzlaube zu ihrem Mann, der immer noch dasaß, stöhnte, sich nicht rührte und totenblaß aussah.

Wenige Wochen darnach ging eine schwarze, zarte junge Gestalt über die Felder des Scheienholzes, den Kopf gesenkt, die Hände verschlungen. Sie ging des Abends, um keine Leute zu treffen, sie ging in den Wald, um niemand zu sehen.

Und bald schwankte ein Möbelwagen die Schwarztorstraße entlang und bog in den Hof ein mit den großen Kastanienbäumen. Nach Ihm kam ein leichtes Bernerwägelein und Lisette stieg aus. Ihr Bruder stand wartend am Tor, sonst niemand. Sie senkte den Kopf nach ihrer Art, und er schwieg. Erst drinnen, in Großmutters Zimmer, erst dort hörte man sie weinen. Und dann ein Aufschrei: „Das brennende Haus, Vater, das brennende Haus!"

sollte, ist in diesem wie in manchem anderen Falle... unter den Stammtisch gefallen.

Die „stimmlose" Mehrheit

Immer nach einer schweizerischen Volkszählung wartet man mit einiger Spannung auf die neuen Zahlen. Bis sie dann nach statistischer Verarbeitung veröffentlicht werden, sind sie manchmal nicht mehr ganz neu, was aber ihrer Zuverlässigkeit keinen Abbruch tut. Soeben vernehmen wir, daß laut Volkszählung die Wohnbevölkerung des Kantons Zürich am 1. Dezember 1941 674 505 Personen betrug, unter ihnen 317308 männlichen und 357 197 weiblichen Geschlechtes. Also fast 40000 weibliche Personen mehr als männliche. Es wäre interessant, die Altersstufen dieser 40 000 erkennen zu können; vermutlich wird die Großzahl dieser weiblichen Mehrheit in den vorgeschrittenen Altersstufen zu finden sein, da wir ja bekanntlich nicht nur das zarte und schöne, sondern auch das zähe Geschlecht genannt werden könnten, dem die längere Lebensdauer beschieden ist.

Freie Eier, teure Eier

Dankbar für die gute Rationierungs-Regiekunst, die uns während all der schwierigen Jahre doch fast nie versagen mußte, daß „Jedermann ein Ei" wenigstens monatlich erhielt, freuen wir uns jetzt der Möglichkeit des wieder freien Einkaufens. Weniger erfreulich ist es, wenn wir Konsumenten lesen, „daß der Geflügelzuchtverband des Kt. Zürich mit Bedauern Kenntnis von der behördlichen Absicht nahm, den Eierpreis zu reduzieren, wenn nicht gleichzeitig die Futtermittelpreise gesenkt werden können". Vielleicht hat doch mancher Eierproduzent ganz schön verdient, als damals die Eierpreise stiegen und er eventuell noch Vorräte an Futter hatte. Wir hoffen auf die Preissenkung und wollen dann auch unseren Inlandproduzenten getreue Abnehmer bleiben. Denn die üblen Praktiken aus USA., wo Präsident Truman den Geflügelzüchtern riet, weniger Eier zu produzieren, damit die Preise hoch bleiben — und dies in der Zeit des Nahrungsmangels allüberall! — die finden hoffentlich kein Echo bei uns. — Besagter Geflügelzüchterverband hörte dann an seiner Versammlung im weiteren laut „Züricheszeitung" noch das Referat eines Veterinär-Fachmannes über das Thema „Warum legt das Huhn Eier?" Hoffentlich hat er gesagt, daß das menschenfreundliche Huhn seine Eier legt, damit die geplagten Menschen mit einem wohlschmeckenden und hochwertigen Nahrungsmittel versorgt werden können, und daß es sich um die Osterzeit herum ganz besonders anstrenge, recht produktiv zu sein.

Erfahrungen mit dem kirchlichen Frauenstimmrecht

Mit Befremden habe ich die Eingabe der Bülacherinnen an die Kirchensynode des Kantons Zürich gelesen, worin sie sich gegen das — in ihren Augen zweifelhafte — Geschenk des kirchlichen Frauenstimmrechts verwahren; die Kirche, heißt es da, werde verweiblicht, die Frau falle der Vermännlichung anheim und ihr Bestes, die Gabe der Verinnerlichung, gehe ihr verloren. Merkwürdig! Ich war doch vor meiner Uebersiedelung nach Zürich jahrelang Angehörige einer Kirche mit Frauenstimmrecht, der evangelischen Volkskirche von Basel-Stadt, und nie habe ich eine Spur von üblen Auswirkungen entdecken können. Ich möchte im Folgenden, statt ins Blaue hinein zu argumentieren, meine Basler Stimmrechtserfahrungen sprechen lassen. Meinen Ausführungen seien noch einige für die Basler Kirche wichtige Daten vorausgeschickt: 1910 vollzog der Kanton die Trennung von Kirche und Staat; 1917 verlieh die Synode den Frauen das Stimm- und aktive Wahlrecht, wozu die neue Kirchenverfassung die Unterlage bot; 1920 wurde in einer Volksabstimmung der evangelischen Männer und Frauen jene Verfassungsänderung beschlossen, welche das passive Wahlrecht auch auf die Frauen ausdehnte.

Das kirchliche Frauenstimmrecht erfreute sich in Basel von jeher größter Popularität oder geringerer Unpopularität als das allgemeine. Selbst von ausgesprochenen Gegnern der politischen Gleichberechtigung bekam man etwa das Argument zu hören, da die Frauen ja doch den größern Teil der Kirchenbesucher ausmachten, sollten sie auch das Recht auf die Pfarrwahl haben. Als dann 1917 die Frage brennend wird, erhob sich, und zwar sowohl in den Reihen der Frauen wie der Männer, neben viel Zustimmung auch energischer Widerspruch. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen die religiösen oder biblischen Bedenken. Das kirchliche Frauenstimmrecht, so wird behauptet, sei nicht nach dem Sinn der Apostel — es steht zwar in ihren Schriften kein Wort darüber. Paulus vor allem wird als Kronzeuge angerufen, obgleich er für seine Zeit und seine Verhältnisse ein ausgesprochener Frauenrechtler ist. Kann man sich zur Frauenfrage überhaupt radikaler äußern als er es Gal. 3, 28 tut, nämlich, daß in Christus nicht Mann und nicht Weib sei?

Die übrigen Gegengründe gleichen aufs Haar denen, die wir in der heute laufenden Diskussion über das allgemeine Stimmrecht täglich von den Gegnern zu hören bekommen. Vor allem wird die Eignung der Frau in Zweifel gezogen. Man weist auf ihre Subjektivität hin, die sie unfähig mache, eine Wahlliteratur nüchtern und sachlich zu beurteilen. Man befürchtet die Einmischung ihrer zärtlichen Gefühle ins Wahlgeschäft und fragt sich ängstlich, ob sie nicht dem schönen oder dem ledigen Bewerber um eine Pfarrstelle den Vorzug vor dem geeigneten geben werde. Einen weitern Grund zum Mißtrauen bildet die Leidenschaftlichkeit des weiblichen Temperaments. Hemmungslos würde sich die Wählerin ins Parteileben stürzen und dieses noch mehr vergiften, als es bisher schon geschehen sei. Schließlich werde der Parteizank noch in die Familie und ins Eheleben hineingetragen.

Dann, nachdem man der Frau so recht mit Behagen ihre weiblichen Minderwertigkeiten hergezählt hat, landet man, durch ein kühnes, logisches Manöver, plötzlich beim Gegenteil; auf einmal steht sie als ein erhabenes, engelhaftes Wesen da, das für das Stimmrecht viel zu schade sei, und das Gefahr laufe, in den Niederungen der Kirchenpolitik sein Bestes, seine Weiblichkeit, seine frauliche Zartheit und Innerlichkeit einzubüßen.

Die Geschichte hat den Basler Gegnern des kirchlichen Frauenstimmrechts Unrecht gegeben; nicht eine ihrer Befürchtungen ist in Erfüllung gegangen. Als Wählerinnen haben sich die Frauen stets einer vorbildlichen Objektivität beflissen. Bei Pfarrwahlen haben sie die Tüchtigkeit des Kandidaten in Betracht gezogen — besonders seine Eignung für den Jugendunterricht — und nicht seine Zivilstand. Auch haben sie es wohl verstanden, ihr Temperament zu zügeln und Disziplin zu halten. Dem Parteihader sind sie fern geblieben, haben sich aber etwa überparteilich zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Daß durch das Stimmrecht der Frauen Familienzwistigkeiten verursacht, oder die Frauen innerlich geschädigt oder gar entweiblicht worden seien, wird kein Mensch behaupten wollen. Dagegen ist ihr Interesse für kirchliche Angelegenheiten neu belebt worden, und durch die treue und gewissenhafte Ausübung ihrer Pflichten haben sie der Kirche wertvolle Dienste geleistet.

Und nun das allgemeine Frauenstimmrecht! Sollen die landläufigen Bedenken, die dagegen geltend gemacht werden, stichhaltiger sein, als die gegen das Kirchliche vorgebrachten? Werden wirklich die Frauen, die sich nachgewiesenermaßen in Kirchensynoden wacker gehalten haben, als Gemeinderätinnen versagen? Sollen sie imstande sein, einen Pfarrer oder Kirchenrat zu wählen, nicht aber einen Gemeinderat oder Bezirksrichter? Und muß die Ausdehnung ihrer Fürsorge über die Familie hinaus auf das Gemeinwesen notwendig den Ruin ihrer mütterlichen Eigenschaften bedeuten? Das wäre wahrlich eine armselige Weiblichkeit, die den Gang zur Urne oder die Mitarbeit in einer Behörde nicht aushielte! Mag auch das politische Stimmrecht die Frau stärker belasten als das rein kirchliche — Unmögliches wird ihr nicht zugemutet werden. Zum Glück besteht ja für sie weder Stimm- noch Amtszwang. Ihre Teilnahme am politischen Leben wird so stark oder so schwach sein, als Hausfrauen- und Mutterpflichten es gestatten. Auch der männliche Stimmberechtigte muß zwischen Beruf und Bürgerpflicht das richtige Gleichmaß finden.

Noch ein Wort zur Frauenbefragung, welche die Bülacherinnen als „ein Gebot der Gerechtigkeit und Ritterlichkeit" betrachten. Selbst wenn nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, schwerwiegendste staatsrechtliche Gründe dagegen bestünden, würde sie mir doch als Vorgehen von zweifelhaftem Wert erscheinen. Man hat allenthalben — nicht zuletzt bei der Basler Abstimmung von 1920 — die Erfahrung gemacht, daß das Frauenstimmrecht bei näherer Bekanntschaft auch für frühere Gegnerinnen seine Schrecken verliert. Gewiß würden heute manche Frauen, die man durch Schlagworte verängstigt, und denen man das Schreckgespenst einer übergroßen Belastung an die Wand gemalt hat, „Nein" stimmen. Nach ein paar Jahren Volksbürgertum aber würden sie, wie es anderwärts geschah, ihr Stimmrecht nicht mehr missen wollen.

Daß ich von der Einführung des Frauenstimmrechts nicht nur nichts befürchte, sondern vieles erhoffe, brauche ich nicht ausdrücklich zu sagen. Es wird gehen wie beim kirchlichen Frauenstimmrecht. Staat und Frau werden beide Nutznießer sein: jener durch die Zufuhr frischer, unverbrauchter Kräfte, diese durch das Schaffen neuer Möglichkeiten der Entfaltung und des geistigen Wachstums. Wir dürfen doch wohl, nach dem Beispiel Selma Lagerlöfs, aus der politischen Frauenbewegung einen Ruf Gottes an die Frauen heraushören, einen Ruf nicht zum Herrschen, sondern zum bessern und fruchtbareren Dienst an den Mitmenschen.

Clara Stockmeyer

Der Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften Winterthur

Zum Hinschied von Frau Marie Weber-Lutz.

In Winterthur starb Frau Marie Weber-Lutz. — Im Jahre 1873 geboren, verehelichte sie sich 1900 mit dem jungen, anerkannt tüchtigen Geologen und Professoren Dr. Julius Weber, dem die junge Frau, im Drange etwas zu leisten, bald zur unentbehrlichen Sekretärin wurde. 1924 wurde sie Witwe.

Der Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften Winterthur, auf die Vereinsamte aufmerksam geworden und ihrer ausgezeichneten Qualitäten gewiß, fragte sie um ihre Mithilfe an seinem wachsenden Wert an, und ohne jedes Zögern sagte sie zu, und diese freudige Entschlossenheit ist ihr und unserem sozialen Werk zum Segen geworden. Gleich, nachdem sie sich zur Entlastung unserer hochverehrten Fräulein Anna Spiller gut eingearbeitet hatte warteten große Aufgaben der Ausführung: die Vergrößerung des „Erlenhofes". Es bedurfte der Anspannung aller verfügbaren Kräfte, um neben dem sehr gut gehenden Betrieb den notwendig gewordenen Bau zum guten Ende zu bringen. Daß er zu unserer und zur Zufriedenheit der Allgemeinheit beendigt werden konnte, war mit ein Verdienst unserer neuen Mitarbeiterin.

Neue, sehr wichtige Aufgaben blieben nicht aus. Der Ruf nach dem Zehnstunden- und einem wöchentlichen ganzen Ruhetag gab wohl nicht nur uns allein zu schaffen. Frau Dr. Weber war mitbestimmend für die gute Lösung und für die großen Opfer, die das neue Wirtschaftsgesetz mit sich brachte. Den sozialen Sinn, der ihr stark innewohnte, konnte sie in schönster Weise ausleben. Und er fand auch sein Echo. Mehr als einmal hörten wir von ihr sagen: „Sie ist wie eine Mutter!"

Diese, ihre Mütterlichkeit wurde vielen zum Segen, als der zweite große Krieg ausbrach, mit seinen Schrecken alles lähmte, auf der andern Seite aber auch wieder alle guten Kräfte aufrief. — Die Gründung unserer Verpflegungsstätte im Technikum hat die Verdienste noch erlebt und freudig begrüßt; um neue auszuführende Aufgaben wußte sie. Daß nun Frau Dr. Weber mit ihrem praktischen Verstand, ihrem bedächtigen Wesen und ihrem guten Herzen nicht mehr daran Teil haben kann, daß die Getreue nicht mehr unter uns weilt, ist uns ein Leid; daß ein so wohlvollendetes Leben mit ihr erlosch, ein Trost.

B. V.-H.

Die Krebssterblichkeit in der Schweiz

Hinter der abschreckenden Fassade dürrer Statistik verbergen sich oft interessante Einblicke in das pulsierende Leben, in menschliches Glück und Leid. Jedes von uns ist schon auf irgendeine Art, sei es in der eigenen Familie oder im weiteren Bekanntenkreis, mit dem Krebs in Berührung gekommen, dieser unheimlichen Krankheit, für deren wirksame Bekämpfung bis heute noch kein Mittel gefunden werden konnte. Im neuesten Heft der „Zürcher Statistischen Nachrichten" wird eine Untersuchung über die Krebssterblichkeit veröffentlicht, der wir einige wesentliche Angaben entnehmen.

Wie in den meisten andern Ländern hat auch in der Schweiz die Krebssterblichkeit im Laufe der letzten Jahrzehnte ununterbrochen zugenommen. Genauer ausgedrückt: Die Gesamtzahl der Sterbefälle an Krebs und andern bösartigen Tumoren pro Jahr ist gewachsen, und zwar rascher als die Zahl der Bevölkerung. Dieses Ansteigen ist bereits um die Jahrhundertwende beachtet worden. Ob die damalige Vermehrung mit der Wirklichkeit übereinstimmt, läßt sich schwer bestimmen; denn diese Zunahme kann ihren Grund ebenso gut in der immer größeren Zahl der Bescheinigungen und einer vielleicht öfteren Diagnostizierung haben. Inzwischen sind noch andere Gründe dazu gekommen: längere durchschnittliche Lebensdauer, sowie schwächere Besetzung der jungen und stärkere der älteren Jahrgänge. Darum darf heute so wenig wie früher aus den steigenden rohen Sterbeziffern für Krebs und dessen wachsenden Anteil an allen Sterbefällen auf eine zunehmende Krebsgefährdung geschlossen werden.

Den absoluten Zahlen für die Schweiz ist nun zu entnehmen, daß von den rund 6800 im Jahresdurchschnitt 1940/42 an Krebs Gestorbenen je ungefähr die Hälfte männliche und weibliche Personen waren. Dem Alter nach gab es nur ganz wenige Todesfälle unter vierzig Jahren, nicht einmal drei Prozent; die 40- bis 49jährigen machten etwa 7 Prozent und die 50- bis 59jährigen nicht ganz 20 Prozent der Gesamtzahl aus. Mehr als zwei Drittel aller an Krebs Gestorbenen standen im Alter von über 60 Jahren. Die Zahl der in jüngerem Alter an Krebs Gestorbenen ist im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht oder doch nur wenig gewachsen, während sie im höheren Alter stark — seit 1901/02 in der Altersklasse 60 bis 69 um die Hälfte, in jener von 70 und mehr auf über das Doppelte — zugenommen hat. Von Kanton zu Kanton ergeben sich zum Teil bemerkenswerte Unterschiede. Dabei weisen die Südkantone Wallis, Genf, Waadt, Tessin und Graubünden die geringste Krebsmortalität auf.

Beim Mann, wie übrigens auch bei der Frau, ist der Magenkrebs der häufigste Krebs. Als zweithäufigste Lokalisation tritt beim Mann das Speiseröhrencarcinom auf, das bei den Frauen viel seltener vorkommt; aber auch Zungenkrebs, Gaumenkrebs, Kehlkopfkrebs und Lungenkrebs sind vorwiegend „männliche" Lokalisationen. Es darf also festgestellt werden, daß es sich beim Mann — abgesehen von dem sehr häufigen Magenkrebs — vorwiegend um Krebse der obern Luft- und Speisewege handelt. Umgekehrt ist der Brustkrebs beim Manne im Vergleich zur Frau sehr selten. Bei der Frau folgt nach dem Magenkrebs an zweiter Stelle der Brustkrebs und an dritter Stelle der Gebärmutterkrebs. Dann kommt der Darmkrebs, der bei der Frau etwas häufiger ist als beim Mann, während umgekehrt der Mastdarmkrebs beim Mann ungefähr doppelt so häufig gefunden wird wie bei der Frau.

Durch all die erschreckenden Zahlen wird die Frage: Nimmt die Krebsgefährdung zu oder nicht? keineswegs beantwortet. In der Untersuchung über die Krebssterblichkeit in der Stadt Zürich kommt die Statistik zu folgendem Resultat: Die Krebssterbeziffern lassen auf den verschiedenen Altersstufen keine ganz einheitliche Entwicklung erkennen. Abgesehen von der obersten Altersklasse kann aber von einer steigenden Krebsgefährdung nicht die Rede sein. Mit mehr Recht darf für die Altersklassen 30 bis 44, 45 bis 59 und vielleicht auch von 60 bis 74 auf einen Rückgang geschlossen werden. Im Alter von unter 30 Jahren sterben so wenige Menschen an Carcinom, daß eine Entwicklungstendenz nicht erkennbar ist. Dagegen prägt sich der Rückgang der Krebsmortalität in den Altersklassen 30 bis 44 und 45 bis 59 Jahre deutlich aus, indem die Sterbeziffern von 5,4 je zehntausend Lebende um die Jahrhundertwende auf heute 3,2 bzw. von 34,6 auf 22,3 gesunken sind. Die nächst höhere Altersklasse zeigt keine so einfachen Verhältnisse; während die Zahlen für das weibliche Geschlecht bereits seit 1906/15 sinken, weisen die für das männliche Geschlecht erst neuerdings einen Rückgang auf. Die 75 und mehr Jahre alte Bevölkerung scheint heute dem Krebstod nicht bloß absolut, sondern auch verhältnismäßig einen größeren Tribut leisten zu müssen als vor drei bis vier Dezennien. Doch wird man selbst hier nicht ohne weiteres von einer wachsenden Krebsgefährdung sprechen können. Vielmehr ist dreierlei im Auge zu behalten: Erstens ist auch die über 75jährige Bevölkerung durchschnittlich etwas gealtert, zweitens kann im Greisenalter, wo früher die Verlegenheitstodesursache „Altersschwäche" sehr häufig war, die heute genauere Diagnostizierung eine größere Häufigkeit von Krebs vortäuschen.

In einem Vergleich unter 24 europäischen Staaten steht die Schweiz an sechster Stelle mit 140 Sterbefällen auf 10 000 Einwohner über 60 Jahren. Die Spitze hält Oesterreich mit 160 Sterbefällen, während in Deutschand die Verhältnisse mit 139 Fällen annähernd gleich wie in der Schweiz liegen. Auffallend sind die niedrigeren Ziffern für die südeuropäischen Länder (Portugal mit 79 Fällen), was den Schluß zuläßt, daß Krebs in Süd- und Südwesteuropa weniger häufig auftritt als nördlich der Alpen.

d. t

Hausfrauen wählen bei kleinen Rationen das Beste!
Ernsts Spezial-Eierteigwaren
sind aus Grieß erster Mahlung mit hohem Ei-Gehalt hergestellt
Gelipackung 250 g
TEIGWARENFABRIK ROBERT ERNST AG. KRAUOLF

Ausbildung von Kinder-Pflegerinnen

Das Kinderheim Tempelacker in St. Gallen

nimmt je im Spätherbst und im Frühjahr eine Anzahl Schülerinnen auf zur Ausbildung in der Wochen- und Säuglingspflege. Das Diplom, das nach zweijährigem Kurs verabreicht wird, berechtigt zur Aufnahme in den Schweizerischen Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Verband. Aerztliche Leitung: Dr. Walter Hoffmann, Kinderarzt. Auskunft und Prospekte durch die Oberschwester V. Lüthy. Anmeldungen an den Präsidenten der Kommission: K 768 B

Dir. Dr. Jakobus Weldenmann
Steingrüblistraße 1 St. Gallen

Tante Lisette blieb beim Vater. Er sah wenig mehr und sie lieh ihm ihre Augen. Sie las ihm vor, sie schrieb seine Briefe, sie sprach mit ihm von ihrer Hoffnung, dem Kindlein, daß sie erwartete. Aber die Hoffnung betrog sie.

Das kleine Geschöpf, das ihr Trost hätte sein sollen, kam zu früh zur Welt und ging wieder.

Und bald darauf starb der Vater.

„Ich trage ein Kainsmal auf der Stirne, Mutter," sagte Tante Lisette. Nirgends ist meines Bleibens. Nichts bleibt mir. Ich bin von Gott gezeichnet. Es kann nicht anders sein. Alle müssen es merken und wissen, daß ich von ihm zum Leiden auserwählt wurde."

Sie war aber so wahrhaft fromm, so innerlich ergeben, so ganz davon überzeugt, daß ihr Weg Gottes Wille sei, daß sie still wurde.

Unendlich vielen wurde sie ein Trost, eine Hilfe, eine Freude und ein Vorbild. Sie verstand es, das Gewebe ihres Lebens stark und schön zu weben und zu vollenden. Fröhlich ging sie von einem Jahr in das andere, bis sie achtzig Jahre alt geworden. Dann entschlief sie. Wer könnte Tante Lisette vergessen?

Das Affentheater

Oft denke ich an jenen letzten Nachmittag zurück, den der Großvater im Garten genießend zubrachte. Er ließ sich so gerne die Sonne auf die blassen Hände scheinen. Er spüre die Liebe Gottes, sagte er jedesmal. Es ging ihm aber nicht gut. Ich saß neben ihm, und die purpurroten und gelben Dahlien schwankten über seiner Stirne. Um ihn blühte immer noch hellblauer Rittersporn und zu seinen Füßen die roten Röslein. Er vermochte das alles nicht mehr zu sehen, denn Großvater war blind geworden. Hie und da, wenn das Blitzen eines Tautropfens, eines farbigen Glases, das Funkeln eines grell einfallenden Lichtes seine Augen traf, wurde er für Augenblicke sehend. Heute noch sehend — wie bald mochte auch das vorbei sein. So wandelt die Sonne, heute noch inbrünstig ein Zimmer durchleuchtend, morgen es in dunkeln und traurigen Schatten zurücklassend.

Mutter kam und setzte sich still zu Großvater. Das zarte Summen und Lärmen der kleinen geflügelten Welt allein war zu hören, vielleicht ein letztes Zwitschern der Vögel, die im Herbst nicht mehr singen mögen, ein fernes Rollen der Wagen. Mutter drehte ihren Ring am Finger hin und her, nach ihrer Gewohnheit. Der Edelstein, der ihn schmückte, blitzte in bunten Strahlen. Großvater sah es.

„Wie herrlich," sagte er, und ein glückliches Lächeln verwandelte sein schmales Gesicht in das eines Kindes. „Und wie herrlich wird es sein, liebes Kind, wenn wir einstmals durch die Tore Jerusalems einziehen. Es wird gleißen von Smaragden, glühen von Rubinen, blau schimmern von Saphiren, es wird funkeln von Gold, und Perlen werden ihren milchweißen Glanz über uns streuen. O, Jerusalem von Golde, wie wird uns sein, wenn wir deine Wunder schauen." Großvaters Gesicht war ganz hell geworden. Er sah mit seinen lieben Augen zum Himmel auf. „Ich brauche nichts mehr zu sehen. Die Schönheit der Erde habe ich genossen. Ich kenne sie. Sie ist ganz und gar mein Eigentum geworden. Und die Schönheit der Ewigkeit, auf die ich hoffe und die ich erwarte, wird jeden irdischen Glanz, jede irdische Farbe und jedes Glimmern und Leuchten überstrahlen. Gott wird mich kleinen sündigen Menschen einzeln lassen in seine Herrlichkeit." Er schwieg. Er konnte vor Freude und Hoffnung nicht weiterreden. Er nahm der Mutter Hand und behielt sie in der seinen. „Kind, dank Gott alle Tage einmal! Aber danke mit Inbrunst! Umfasse in deinem Herzen alles, was dir geschenkt wurde! Du wirst, wenn Schmerz und Leid dich treffen, dennoch danken, denn du hast es mitten im Glück gelernt. Dankbar sein ist wie der Edelstein in deinem Ringlein. Ein dankbarer Mensch strahlt, teilt mit, erfreut und lockt zum Guten. Dankbare Augen glänzen."

Mein Bruder kam gelaufen. „Großvater, Mutter," schrie er. „Es ist ein Affentheater in der Stadt. Onkel Hans hat mir erzählt, es seien lebendige Affen, die essen und trinken können und spazieren fahren .." Er blieb vor Erregung stecken.

„Willst du mit deiner Schwester hingehen und dir die Tierlein ansehen?" fragte liebreich der Großvater. Wir jubelten „O ja, o gern, wir danken dir, Großvater. Wann gehen wir? Morgen? Kommst du mit, Großvater?" Der alte Mann lachte herzlich.

„Ich danke euch, liebe Kinder, daß ihr mich mitnehmen wollt," sagte er. „Aber ich bleibe besser zu Hause. Ich kann mir alles so gut vorstellen, die Affen, die Theater spielen, und die Menschen, die zuschauen und sich wundern." Klaus schaute den Großvater an, der Unterton von leichtem Spott machte ihn auffehen. „Sie haben rote Kleider an, Großvater, und Gold an der Mütze," sagte er wichtig. „Auch daran zweifle ich nicht, geh und frage die Tante Lisette, ob sie euch begleiten wolle." Wie eine Rakete schoß Klaus durch den Garten. Man hörte ihn nach der Tante brüllen, hörte sein Jubelgeschrei, Verenes Schelten, dann nichts mehr.

„Es sagt viel, das Wort ‚Affentheater'," sagte Großvater nachdenklich. „Am Ende seines Lebens fragt man sich, ob man mitgespielt habe oder seine eigenen, seine gottgewollten Wege gegangen sei. Ob der Vorhang falle nach Lärm und Tand, nach leeren Gesten und Phrasen der unfreien Taten, oder ob man sein Leben in Gottes Hände legen darf: „Nimm es und schenke mir Gnade." Großvater fröstelte plötzlich.

„Ist dir kalt, Vater? Die Sonne scheint noch so warm."

„Warm. Und doch möchte ich in das Haus gehen, wenn es dir recht ist." Er nahm den Arm seiner Tochter und ging langsam die Gartenwege entlang. Da urd dort blieb er stehen. „Ich habe alle die Rosen selbst gepflanzt. Wie schön, daß sie nun euch erfreuen werden. Nach euch vielleicht eure Kinder. Schon auf Erden gab uns Gott Ewigkeit."

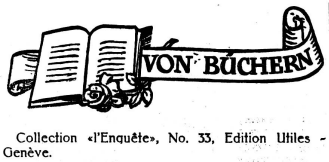
Großvater hatte eine schlechte Nacht. Er fieberte. Bald ging alles leise durch die hallenden Gänge des Schwarztores. Leise schlossen sich die Türen, kein Laut drang zu seinem verdunkelten Zimmer.

(Fortsetzung folgt)

Warum denn neidisch?

Neid ist keine Tugend, — das wissen wir alle, und doch schleicht sich diese hartnäckige menschliche „Sünde" bei der ersten besten Gelegenheit in unsern Alltag. Grund dazu in Hülle und Fülle! Hier sind es die Pflaumen in Nachbars Garten, dort lockt die neue Toilette der Frau X., oder es glänzt das finanzielle Glück der Familie soundso... Am allerwenigsten aber ertragen wir ganz ohne Neid das Schicksal des „außergewöhnlich Begünstigten", wenn es mit offensichtlichem „Stolz" zur Schau getragen wird. Auch das sogenannte „unverdiente Glück" eines Mitmenschen pflanzt Neid in unser Herz! „Warum nur hat der andere mehr als ich?" — „Er verdient es auch nicht besser!" Oder: „Warum habe ich das nicht auch?". Die Phantasie ist bei all diesen schlimmen Erwägungen und Regungen eine unselige Beraterin. Sie schmückt das beneidenswerte „Etwas" genau so üppig und romantisch aus, wie man es gerne sehen möchte, oder wie man es befürchtet. Oh, die neidischen Gefühle sind tückisch, sie verführen unser besseres „Ich" zu Mißgunst und Uebertreibung, zu Haß, Verachtung und Habsucht. Dabei wissen wir meistens nicht einmal, ob die Dinge so sind, wie wir sie in unserer Phantasie sehen, und ob wir damit auch wirklich zufrieden wären. Am Ende würde es eine Enttäuschung, denn der „Rot", der dem andern steht, muß mich noch lange nicht auch verschönern." Das was dem Nachbarn, dem Mitmenschen dient, würde uns vielleicht schlecht bekommen, uns unglücklich machen oder uns fremd und unerreichbar sein. Wissen wir denn so genau, daß der andere sich des vermeintlichen Glückes oder Besitzes wirklich freut, ob er einen Nutzen oder Segen davon hat? Wir glauben es, weil wir es glauben wollen. Vielleicht aber mißgönnen wir dem andern etwas, was der andere nur zum „Schein" als Glück zur Schau trägt? Man kann es vernünftig betrachten wie man will, der Neid ist ein unheilvolles Gefühl, das jeder verständigen Grundlage entbehrt. Zu wenig wissen wir von dem tatsächlichen Wesen und Leben anderer, als daß wir ein Recht hätten, auf ihr scheinbares Glück neidisch zu sein. Und wissen wir denn, ob nicht auch andere uns um unser Los beneiden, das ihnen vielleicht beneidenswert erscheint? Diese Ueberlegung allein schon müßte uns eigentlich bewegen, den würdelosen Neid zu überwinden. Wie lächerlich ist doch im Grunde dieses „Neiden", diese Bitterkeit, und dieses „Strebertum" um Dinge, die uns einstweilen nichts angehen, die nicht, oder noch nicht für uns bestimmt sind! Neid, Mißgunst und Egoismus sind auch gewiß nicht dazu angetan, den Boden für ein wirklich verdientes Glück irgendwelcher Art zu bereiten. Gutes Denken und Fühlen, Freude am Andern und mit den Andern, gerechtes Handeln und Distanz im Urteil über alles, was nicht „unser" ist, erleichtert die Seele und gibt dem sehnsüchtigen Herzen seinen Frieden!

Adelheid Sprecher



Collection «l'Enquête», No. 33, Edition Utiles - Genève.

«Faux poulets de Georges Saint Bonnet».

«Faux poulets» est le dernier succès de Georges Saint Bonnet, auteur de nombreux roman policiers publiés à Paris aux Editions du «Masque», de la «Griffe», etc. etc.

C'est un ouvrage fort bien écrit, pittoresque et très coloré. L'atmosphère dans laquelle se joue le drame n'est pas sans rappeler les meilleurs «Simenon». C'est dire qu'il possède toutes qualités que réclament les lecteurs de romans policiers.

Collection «Amour et Vie», Editions Utiles - Genève.

«La maison fermée de Simone G. Rimbault»

La maison fermée — Plaintes de femme sans maison — Soupirs vite réprimés — lueur d'espérance — Toute une tragédie morale se joue ici.

Tragédie à laquelle le talent de l'auteur nous fait participer avec une grâce et des couleurs telles que captivés, nous allons d'une traite jusqu'au bout de cet attachant récit. Cet ouvrage a été écrit pendant l'une des périodes les plus tristes que la France ait dû vivre au cours de cette guerre.

Die Stenotypistin. Von Fritz Leuzinger. Fr. 1.50. Emil Oesch-Verlag. Hier ist von der tüchtigen Stenotypistin die Rede, von dem, was man von ihr verlangt und wie man sie prüft. Die Broschüre ist sowohl für Arbeitgeber wie für Arbeitnehmer von großem Nutzen. Sie orientiert über die Auswahl und Arbeitsleistungen der wichtigen Hilfskraft im modernen Bürobetrieb. Wer Personal zu prüfen oder anzustellen hat, wer eine Stelle als Bürohilfskraft, Stenotypistin oder Sekretärin sucht, wird diese Schrift schätzen.

Der Verkaufsleiter. Von J. K. Schiele, R. Grüninger, H. Wachter, K. Haymann. Fr. 4.50. Emil Oesch-Verlag.

Was vier erfahrene Fachleute aus verschiedenen Branchen in jahrzehntelanger Praxis erforschten und erprobten, wird durch diese Broschüre allen, die im Verkauf eine leitende Stellung einnehmen oder erreichen wollen, vermittelt. Aus dem Inhalt: „Die Planung im Verkauf", „Der Verkaufsleiter als Mitgestalter des Angebotes", „Argumente und Verkaufsgespräche", „Der Verkaufsleiter als Chef". Eine Zusammenfassung — erstmalig in ihrer Art — die für viele Betriebe fruchtbar sein wird.

„Neues Leben". Eine Monatsschrift für gesunde, aufbauende Lebensgestaltung. Einzelheft Fr. 1.—. Jahresabonnement Fr. 10.—. Verlag „Neues Leben", Thalwil-Zch.

Diese Zeitschrift wird sich sehr bald viele Freunde schaffen, denn sie steht auf einem beachtlichen Niveau.

„Vergessen wir zum letzten nicht: Ein jeglicher Mensch findet — so er nur willig sucht — in der eigensten Tiefe seine natürlichste Erkenntnis..." schreibt Erich Scheurmann im ersten Aufsatz „Neues Leben". Es folgen Worte von Franklin D. Roosevelt, die Ansprache in der ersten Stunde des Jahres von Hermann Hesse, eine wunderbare Abhandlung über die Forderung der Evangelien „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst". Ferner ist ein Aufsatz der „Charakter- und Selbsterziehung" gewidmet. „Halte jede Stunde fest: wenn du das Heute recht ergreifst, so wirst du von dem Morgen weniger abhängig sein" ruft Seneca Lucilius zu. Wertvolle Ratschläge geben weiter die Gedanken über „Atem und Haltung", „Entspannung bei sitzenden Berufen", „Beweglich bleiben", „Rund um das Essen" usw.

Veranstaltungen

Ferien-Singwoche in Moscia-Ascona

(in der Casa della Gioventù evangelica) vom 8.—13. April. Leitung: Walter Tappolet. Vormittags Singen, nachmittags kleine kunstgeschichtliche Exkursionen. Pension und Kursgeld Fr 40.— bis 47.50, je nach Unterkunft. Auskunft und Anmeldung bei Tappolet, Lureiweg 19, Zürich 8.

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, den 25. März, 17 Uhr: Literarische Sektion. „Aus deutscher Romantik", Vortrag von Dr. Esther Odermatt. Eintritt Fr. 1.50.

Bern: Vereinigung Bernischer Akademikerinnen. Mitgliederversammlung Montag, den 25. März 1946, 20.15 Uhr, im Hotel Bristol, Schauplatzgasse 10, Zimmer 14. Filmvortrag von Fräulein Margrit Schaffer, Sekretärin des Bernischen Blindenfürsorgevereins. „Vom Dunkel ins Licht". Ein Blindenfilm über Erziehung, Fürsorge und berufliche Tätigkeit der Blinden. Gäste willkommen. Um allen Mitgliedern zu ermöglichen, rechtzeitig zu erscheinen, beginnen wir erst um 20.15 Uhr.

Voranzeige: Montag, den 29. April 1946 wird unser neues Mitglied, Frau Dr. Cetto, Kunsthistorikerin, über die Ikonographie der Marienbilder zu uns sprechen.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Mittwoch, den 29. März 1946, 20 Uhr, im Hotel Bristol, 1. Stock: Vortragsabend. Die Stellung und Aufgabe der Frau im Internationalen Leben. Referenten: Herr Dr. H. Bauer, Redaktor, Basel; Miß Dr. E. Raybould, Lektorin an der Universität Bern.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Für die junge Mutter" plaudert Montag, den 25. März, um 13.30 Uhr, Milly Ackermann über „Mutter, spiel mit uns!" Unter „Rotiers und probiers" werden Donnerstag, den 28. März, um 13.30 Uhr, die Kapitel: „Lack für Ofenrohre — Schmierölflecken — Ein Dessert" behandelt. Freitag, den 29. März, um 17.45 Uhr, gelangen unter dem Motto „Blumen" Gedichte von Leonie Beglinger aus St. Gallen zum Vortrag.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Es git nüt bessers als PERSIL

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

Heute
wie vor 10 Jahren
stellt sich die
Zürcher Mittelschule
Athenaeum
in den Dienst aller Volksschichten
Gymnasial-, Oberreal- und Handelsabteilung — Frauenbildungs- und Sekundarabteilung — Kunstseminar und Sekretärinnenschule
Referenzen und Auskünfte durch den Leiter und Inhaber der Schule
Dr. Ed. Kleinert, Zürich 8
Neumünsterallee 1 – Telephon 32 06 81 / 24 75 88

Wer seit Jahren ein süßes Verlangen unterdrückte
und der Rationierung wegen nicht in den vollen Genuss seiner gewohnten Toblerone kam, trinkt jetzt eifrig Tobler-Cacao, wohl wissend, bald auch wieder Toblerone ungeschmälert geniessen zu dürfen. So schlürft man seinen Tobler-Cacao dankbar, mit jeder Tasse sein feines Aroma, seinen hohen Nährwert und seine Bekömmlichkeit aufs neue fühlend. Die Hausfrauen haben es wirklich leicht, mit Tobler-Cacao ihre Angehörigen zu begeistern, denn sie müssen nur genau darauf sehen, dass das gelbe Cacao-Päckli die Tobler-Plombe trägt. Das ist alles!

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ferienwohnungen am See
möbliert, gut heizbar, neues Chalet. ZWEIZIMMERLOGIS, 3—4 Betten, elektr. Küche, EINZIMMERLOGIS, 1—2 Betten, elektr. Küche. Herrliche sonnige Lage in Vitznau. Garten, 40 m Badestrand. Dauermieter (6—8 Monate) bevorzugt.
Offerten unter Chiffre J 8570 Y an PUBLICITAS BERN.

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TEL. (051) 23 66 60

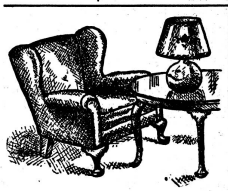
Kleinkinder-Bekleidung und Bébé-Ausstattungen
sind in bester Qualität und in geschmackvoller Ausführung die Besonderheit des
Babyhaus Hertha Sonderegger
Münsterhof 17 Zürich 1
Fraumünsterplatz Tel. 23 50 20

Der heimelige Tearoom
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Alte, währschafte Wollstoffe werden durch
auffrischen, reinigen u. umfärben
wieder wie neu und sind im Tragen den Zellstoffen überlegen.
Wir färben in allen Modetönen. Wir reinigen Kleider, Teppiche, Vorhänge, Steppdecken etc. nach bewährten Trockenverfahren.
Trauerkleider innert 24 Stunden. Prompt, vorteilhaft.
Färberei Wädenswil
Chemische Reinigung AG
Tel. 95 60 58, Gegr. 1857
Filialen in Zürich: Badenerstraße 60 Tel. 25 20 41; Seefeldstraße 8 Tel. 32 25 66; Stockerstraße 45 Tel. 25 24 81; Goldbrunnenpl. Tel. 25 85 72; Forchstraße 92 Tel. 32 67 11
Filiale in Luzern: Frankenstraße 16 Tel. 041 21 50

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon



Spezialwerkstätte für gediegene
Polstermöbel
Vorhänge
gute Bettinhalte
aparte und vorteilhafte Stoffauswahl
G. Luginbühl
Innendekoration
Rämistr. 38, b. Pfauen
Zürich
Telephon 32 78 26